

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 103.

Dienstag, 4. Mai.

1915.

Nachdruck verboten.

(10. Fortsetzung.)

## Klippen.

Roman von Helene Schede-Heller.

Sie rüttelte und schüttelte an dem schweren Tisch und dachte: „Er läßt es mich fühlen. Wie darf er nur? Wie kann er nur gleich am frühen Morgen mir durch diese roten Rosen einen so deutlichen Gruß schicken — und dann diesen Brief —“ sie las noch einmal die wenigen Worte, die, statt sie weich zu stimmen, den Zorn ihr wachriefen.

„Mein Lieb — darf ich hente wiederkommen — nur Sie sehen — fühlen Ihre Nähe, die jetzt gleichbedeutend ist für mich mit Leben und glücklich sein. Ihr Hans.“

Wie durfte er nur „Mein Lieb“ sie nennen? Aber — hatte er ihr nicht am vorigen Abend unzählige Male das Rosewort zugesäußert — und sie hatte ihm nicht gewehrt?

Und doch, besaß er nicht dieses Recht — hatte sie nicht selbst es ihm gegeben?

Das war das Unerträgliche. Die Schuld ließ sich nicht abwerfen. Es war nur taktlos von dem Mann, daß er sie das empfinden ließ!

Den ganzen Tag verbrachte Erna in Unruhe und Niedergeschlagenheit. Sie hatte nicht den Mut, das Haus zu verlassen, aus Furcht, ihm zu begegnen, und fühlte sich nur noch von dem einen Wunsche beherrscht: — Scheveningen zu fliehen — so schnell wie möglich; gleich einer Heimat wirkte ihr nun das „Rauental“ — dort würde sie nicht mehr den Mann sehen, der für sie die Verkörperung ihrer Schuld war — sie würde so gut und zärtlich zu ihrem Gatten sein — alles daran setzen, um den Fehler aus ihrem Leben zu tilgen — und sicher würde es ihr gelingen — sie würde vergessen — und wie ein böser Traum würde die Erinnerung aus ihrem Leben schwanden.

Sie wußte, daß Reimer sie unter allen Umständen schützen und nie — auch nicht in einer Ausstellung von Zorn und Enttäuschung sie verraten würde.

Als Ethel und Bob in ihrem strahlenden Glück nach Hause zurückkehrten, wunderten sie sich über Ernas gedrücktes, zerstreutes Wesen — und staunten um so mehr, als sie ihnen ihren Entschluß mitteilte, in zwei Tagen ins Rauental zurückzukehren.

„Aber, Erie, jetzt, da Bob da ist, wird es erst schön und lustig werden — du mußt bleiben“, drängte Ethel und fuhr mit weicher Hand über die verweinten Augen ihrer Schwägerin. Sie fühlte, daß irgendwas in ihrem Leben nicht in Ordnung war und hätte so gern für sie die Wolken verschaut.

Doch nichts half.

Erna beharrte auf ihrem Entschluß; denn sie dachte: „Wenn er mich abreisen sieht, wird es der klarste Beweis für ihn sein, daß alle Beziehungen zwischen uns gelöst sein sollen.“

### VII.

Der heiße Sommer hatte selbst nach dem entlegenen „Rauental“ zahlreiche Gäste gelockt. Das Hotel, das am Eingang des Tales, in einer weiten Aussicht, mitten zwischen grünen Wiesen lag, war seit Wochen überfüllt, und die zerstreuten Villen, die in einiger

Entfernung davon sich auf den Bergabhängen im Dunkel des Thüringer Waldes versteckten, waren alle bewohnt.

Ein ungewöhnliches Leben herrschte im Tal — man hatte auf den stillen Landstraßen Automobile sausen sehen, auf den Bergpfaden konnte man jetzt oft Spaziergänger und Touristen treffen, während man früher stundenlang wandern konnte, ohne einem Menschen zu begegnen. Sogar ein bescheidener Versuch, im Eßsaal des Hotels einen kleinen Tanzabend zu veranstalten, war erfolgreich gewesen, und seither fanden zur Freude aller junger Sommergäste jeden Mittwochabend solche intimen „Réunions“ statt, zu denen auch Gäste aus den umliegenden Villen kamen.

So lernte man sich kennen, und bei aller Einfachheit und Ursprünglichkeit der Rauentaler Saisonverhältnisse entwickelte sich doch ein anregender Verkehr, den man die früheren Jahre hier ganz vermisst hatte.

Das alles trug dazu bei, die Beziehungen zwischen Hilde Roswald und Riddell zu erleichtern. Man sah sie viel zusammen; aber hier in der Natur, wo selbst die Menschen — diese Kulturprodukte — langsam wieder unter dem Einfluß der in ihnen walzenden Urkräfte natürlich werden, fiel das nicht auf. Oft schlossen andere Sommerfremde sich ihnen an — die stolz darauf waren, nun einmal aus nächster Nähe den Schriftsteller zu sehen, von dem die Welt sprach, und die sich wunderten, einen so jungen, fröhlichen, sprudelnden Menschen kennen zu lernen, der so ganz anders war als das Bild, das man sich aus seinen Büchern von ihm mache.

Er erkannte sich wirklich auch kaum selbst — konnte lachen und scherzen wie ein Bube, sich freuen über eine Rose, die in seinem Garten über Nacht erblickt war — über den Schmetterling, der an ihm vorbeiflog, und den Sonnenstrahl, der auf seinen Schreibtisch fiel und in dessen Gold er zum Schreiben seine Feder hätte tauchen mögen, um lauter Sonnenworte zu schreiben.

So glücklich war er.

Irgendwie waren alle Schatten aus seinem Leben gewichen, und es blieb nichts anderes mehr als Licht zurück. Er konnte selbst kaum mehr begreifen, wie er früher solch einsamer, gedrückter Mensch gewesen war, und wunderte sich, wohin die quälenden Fragen und schwülten Stunden geslossen waren.

Dann dachte er an Hilde — und lächelte — so glücklich — so froh — nicht, wie früher, still in sich hinein — nein, so daß er hätte jauchzen und laut auflachen mögen.

Weil er dies Menschenherz besaß, war sein ganzes Leben ausgestattet — die ganze Welt bewölkt. Da blieb kein Raum mehr für die graue Sorge übrig — auf der Erde, auf die Hildes Hand ihn geführt hatte, fand sie keine Unterkunft.

Beim Erwachen galt sein erster Gedanke ihr — und sein letzter beim Einschlafen wieder ihr.

Jeden Gemüß empfand er doppelt, weil er ihn mit ihr teilen konnte — jeder Erfolg wurde für ihn ein

Umporn zu neuer Arbeit, weil sie mit ihm sich darüber freute.

Wie umgewandelt war für beide das Leben. — Aufgebaut auf einer ganz neuen Grundlage und so verschieden von dem, was es früher gewesen war, daß man es gar nicht mehr damit vergleichen konnte. Es war, als fännen die langen Jahre vor ihrem Zusammenkommen in ein fernes Nebelgrau zurück, und als hätte für sie das eigentliche Leben nur mit dem Tag begonnen, an dem sie sich hier im Rauental getroffen hatten. Freid — Freude — Wünsche — Hoffnungen, alles, was sie früher bewegt und erfüllt hatte, verblaßte, trat wie Schatten zurück. Nur noch ein Moment — ein Erlebnis bestand für sie, von dem sie zehrten, aus dem sie schöpften und tranken.

Um Abend nach einer kleinen Réunion, in der er Hilde gesehen und einen Spaziergang für den kommenden Tag mit ihr geplant hatte, fand er beim Nachhausekommen Ernas Brief vor.

Sie schrieb, daß das Leben in Scheveningen ihr zu aufreizend sei und sie sich nach ihm und der Stille im Rauental sehne.

Er wunderte sich über diesen plötzlichen Umsturz und fragte sich mit einem Anflug von Sorge, ob sie vielleicht krank sei.

„Also übermorgen kommt sie“, dachte er, nahm sich vor, ihr halbwegs entgegenzureisen und schrieb es ihr sofort.

Als der Brief beendet war, überlegte er: „Der morgige Tag gehört noch mir — ich muß Hilde überreden, den Spaziergang zu den „Rabenklippen“ mit mir zu machen. Erna könnte nie mit uns kommen — es wäre viel zu weit für sie.“

So ging er am folgenden Morgen zu Hilde und erzählte von der Rückkehr seiner Frau und bat sie, ihm diesen leichten Tag zu schenken.

Sie waren nie so weit allein zusammen gegangen. Ihre Spaziergänge hatten sich auf die nächste Umgebung beschränkt, und auch jetzt sah er sie einen Augenblick zögern.

Aber er sprach auf sie ein: „So lange habe ich mir gewünscht, mit Ihnen diesen Weg zu machen — tun Sie es doch — mir zu lieb. Ich werde nachher Erna davon erzählen, und Sie werden sehen, daß sie sich darüber freuen wird. Sie ist nicht eifersüchtig.“

Da gab sie nach, und am Frühnachmittag machten sie sich mit Köschen auf den Weg.

Es war ein herrlicher Tag. Tiefblau der Himmel — voll Gold die Wiesen, voll Sonnengeflimmer die Wälder — voll Lieder und Melodien die leise quellenden Bäche.

Immer weiter schritten sie — weiter von Menschen und Welt — immer tiefer hinein in die Stille der Natur, bis sie an die Stelle kamen, wo das Rauental sich plötzlich so verengt, daß aus einiger Entfernung die gegenüberstehenden Berghänge sich zu berühren scheinen. Es blieb zwischen ihnen kaum Raum zum Haushen eines Baches über Steine, Baumstümpfe und Geröll — der Pfad war so schmal und gewunden, daß man nur mit Mühe ihm folgen konnte.

Kein Haus — keine Hütte — weit und breit nichts zu sehen, das an Menschen erinnerte — nur die wilde Natur mit den zerbrockelten Felsen und durch den Blitz zerschlagene Baumstämme und hier und da das Aufkrächzen eines Vogels.

Keine Blumen — keine Sonnenschmetterlinge. Die Schlucht wurde jäh durch eine schroffe, scheinbar unübersteigbare Felswand abgeschlossen, die im heißesten Sommer Licht und Wärme von dem Tag absperzte.

Deshalb gingen hier Frühling und Sommer fast spurlos vorüber und der Talesgrund blieb so trüb und herb, als waltete dort ewig der Winter. Es lag darin etwas Endrückendes — die Schatten, die das Tal erfüllten, legten sich auf die Seele — als müßten im nächsten Augenblick die Berge und Felsen einstürzen und sie zermalmten.

Man atmete schwer, und wie von selbst erstaun das Rächen und Blaudern auf den Lippen.

„Wie gruselnd“, sagte Hilde — mit unwillkürlich gedämpfter Stimme, als fürchtete sie die schlummernden bösen Gewalten in der Natur zu weden.

„Und das ist Ihr Lieblingsweg?“

„Ist es von jeher gewesen“, antwortete er. — „Sie wissen doch, daß ich bisher kein Sonnenmenschen war und es im Schatten zum Grübeln und in sich Hineinträumen sehr schön fand.“

„Und jetzt — —.“

„Jetzt“ — er sah sie an und lächelte — mitten in der finsternen Felsenluft — „jetzt bin ich ein Kind der Sonne geworden — aber — gerade deshalb liebe ich diesen Ort wie keinen anderen in der Welt —.“

„Diesen trüben — sonnenleeren Ort?“ unterbrach sie ihn.

„Er ist nicht sonnenleer. Wir meinen es nur. Die Sonne ist da — nur die Klippen stehen davor.“

„Was nützt mich aber die Sonne, wenn eine unübersteigbare Wand mich von ihr trennt?“

„So dachte ich früher auch — verweilte stundenlang hier drunter im Halten und Dunkeln — und daß ganze Leben erschien mir solch lichtloser Talesgrund zu sein — irgendwo mußte es ein Märchenland geben, in dem es warm und hell war — aber immer erhob sich die Klippe davor und verwehrte den Zugang. Da eines Tages zeigte mir ein Hirte einen Pfad, der über den Berggrücken dort auf die Höhe der Klippe führt — und ich bin ihm gefolgt — und als ich oben war, blickte ich jenseits in ein weites, sonnenüberstrahltes Land.“

(Fortsetzung folgt.)



## = Lesefrucht. =



dass ein vernünftiger Mensch sich selbst und dem, was er für recht und wahr erkannt, leben soll, nicht aber dem Eindruck, den er auf andere macht, und dem Gerechte, welches vor oder nach seinem Tode über ihn gehen mag. Bismarck.

## Erinnerungen aus der in Frankreich verlebten Zeit beim Ausbruch der Kriege 1870 und 1914.

Im Jahre 1870 war ich Erzieherin in der Familie des Herrn S., der Fabrikant im Elsass, nicht weit von Belfort, hatte. Es war eine französisch-protestantische Familie, die aus Herrn, Frau S. und zwei Kindern bestand. Als ich kaum zwei Monate da war, folgte die Familie einer Einladung der Eltern von Frau S., die bei Straßburg wohnten. Wir reisten alle zusammen dorthin und blieben einige Wochen da. Während der Zeit machten wir einen Ausflug nach Baden-Baden und Heidelberg und passierten die schöne Brücke bei Kehl, wo Herr S. sagte: „Hier auf der Mitte der Brücke sagen die Franzosen und die Deutschen sich jeden Morgen bonjour, denn die Hälfte derselben wird von den Franzosen, die andere Hälfte von den Deutschen gereinigt.“ In Heidelberg amüsierten wir uns über die lustigen Studenten in ihren verschiedenen Trachten. Als wir von unserer kleinen Reise zurückkamen, packten wir unsere Koffer, um nach Mülhausen zu reisen, wo wir einige Wochen bei den Verwandten des Herrn S. bleiben wollten.

Dort angelommen, lehrte Herr S. zu seiner Fabrik zurück, und wir blieben in einer schönen Villa, die nicht weit von dem Bahnhof gelegen war, in Mülhausen wohnen. Wir hatten noch nicht ausgepackt. Frau S. ging zur Post, nahm einen Brief für mich mit, kam aber bald zurück und sagte: „Die Briefe für Deutschland gehen nicht mehr ab, der Krieg ist erklärt, die Familien kommen schon und holen die Kinder aus den Pensionen.“

Diese Nachricht traf alle wie ein Blitz, denn niemand dachte an Krieg, und doch folgten schon Tage hintereinander, die mit Militär besetzt, und ich hörte noch heute die Muster „à Berlin, à bas Bismarcks!“

Natürlich war die Aufregung groß; Frau S. schrieb an ihren Mann, er solle uns gleich holen. Eine Freundin aus

Basel hatte mir das Anerbieten gemacht, dorthin zu kommen, denn da die Brüder schon alle mit Militär besetzt waren, konnte ich nicht mehr nach Deutschland zurück. Frau S. fragte mich, ob ich nach Basel oder mit ihnen bleiben wolle — ich entschloß mich, zu bleiben —, denn, fügte sie hinzu, der Krieg wird nicht lange dauern. Herr S. holte uns, und so fuhren wir ab. Eines Abends war große Aufregung; es kamen eine Masse Wagen vorbei, auf denen sich Familien mit ihren Kindern und Habseligkeiten in die Vogesen flüchteten und schrien: „Sauvez vous, sauvez vous, les Prussiens sont déjà là.“ Doch waren die „Prussiens“ noch weit entfernt. Nach drei Tagen regnete es, und die armen Leute kamen alle wieder zurück.

Herr S. war an dem Abend, wie immer, ins Dorf gegangen, um neue Nachrichten zu erfahren, kam zurück und sagte, in Paris sei Revolution, in Giessen bei Basel sei eine große Schlacht geliefert usw. Die Familie blieb die Nacht auf, packte die Sachen und vergrub Geld und Wertpäckchen im Keller; man riet mir nun doch, nach Basel zu gehen, und bestellte einen Fuhrmann für den anderen Morgen, der mich nach Mühlhausen bringen sollte. Dort sollten die Brüder von Herrn S. mir einen Wagen besorgen. Auf der ganzen Strecke bis Mühlhausen hatte man in jedem Orte andere Nachrichten; eine befreundete Familie der Familie S. hielt mich unterwegs an und bot mir an, bei ihr zu bleiben, indem sie sagte, ich könnte nicht mehr fort, und ich würde doch nicht Angst vor meinen Landsleuten haben. Ich schlug die Einladung ab und sagte, ich müsse doch sehen, wie es sich in Mühlhausen verhalte, ob ich nicht nach Basel kommen könne. Gegen Abend kam ich in Mühlhausen an, fuhr bei den Brüdern von Herrn S. vor, und als diese mich sahen, kamen sie heraus. Ich erklärte ihnen den Grund meines Kommens, worauf sie mir entwirrten: „Sie können unmöglich fort, Eisenbahn nach Basel gibt es nicht mehr, und für einen Wagen können Sie 200 auch 300 Franken geben, denn die Fuhrleute haben Angst, daß man ihnen Wagen und Pferde nimmt. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als wieder zurückzufahren.“

In Mühlhausen selbst war große Aufregung, alle Leute auf den Straßen, und man erwartete jeden Augenblick den Feind. Man hatte der Bevölkerung gesagt, man solle die Preußen nur gut aufnehmen, dann würden sie nichts tun; man war aber wütend gegen die Regierung und schimpfte auf Napoleon, denn es war kein einziger Soldat in Mühlhausen. Man hatte die Truppen weiter fortgeschickt, und vor der Mairie stand die Feuerwehr als einziger Verteidiger. So mußte ich erst essen, und sollte dann mit meinem Kutscher während der Nacht zurückfahren. Die Brüder von Herrn S. hatten mir Briefe mitgegeben, daß die Fabriken nicht mehr arbeiteten, und sie kein Geld hätten, die Arbeiter zu bezahlen. Ich kam gegen Morgen in der Familie an; alle standen auf, und ich mußte mein Abenteuer erzählen; man sagte mir also zu bleiben und mit ihnen zu flüchten, wenn es nötig wäre.

Nun kamen die ersten Siegesnachrichten der Preußen. Die Schlacht bei Weissenburg usw. Das Volk wurde immer erregter, besonders die Arbeiter in der Fabrik von Herrn S., die kein Geld mehr bekamen. Zwei französische Generale, die ihre Absinthflaschen in ihrer Tasche trugen, hatten verlehrte Depeschen geschickt zum Vorteil für die Preußen; dann kamen die Franzosen ihr eigenes Land nicht, während Wolfs alle kleinen Fußwege in den Vogesen bezeichnet hatte. Nach 14 Tagen kam eine Näherin, die wöchentlich ein paar Tage bei Frau S. arbeitete und sagte: „Man hat mich beinahe des Fräuleins wegen geschlagen, denn man sagt, es gibt so viele Spione in Frankreich, und sie muß auch fort.“ Frau S. sagte mir beim Mittagessen: „Fräulein, wenn Sie Briefe schreiben, werde ich die Adresse schreiben“, worauf ich entwirrte, daß ich nicht schreibe, und weiterhin sagte sie: „Es gibt noch einen anderen Weg über Porrentruy, um in die Schweiz zu gelangen. Ich würde sehr viel ruhiger sein, wenn Sie die Kinder mit sich nähmen. Man kann nicht wissen, ob man nicht flüchten muß, und wir werden angeklagt, preußisch gefinnt zu sein, wenn wir Sie behalten.“ Ich war früher in Neuchâtel in Pension gewesen, kannte da eine Familie, zu der ich hätte gehen können, und Frau S. hatte eine Pensionsfreundin, die sie bat, uns aufzunehmen, wenn ich nicht in der mir bekannten Familie bleiben könnte. So wurde denn beschlossen, daß ich mit den Kindern abreiste. Frau S. begleitete uns bis zur Grenze Delle, und von da fuhr ich mit den Kindern über La Chaux-de-Fonds nach Neuchâtel; man hielt mich unterwegs für eine Französin, für die Mutter der beiden Kinder; es hatten sich damals schon über 800 Franzosen über Porrentruy geflüchtet.

In Neuchâtel angekommen, wurden wir sehr freundlich von der Familie aufgenommen, blieben da einige Wochen und wurden nachher von der Pensionsfreundin der Frau S., die eine prächtige Villa auf einer Anhöhe bei Neuchâtel hatte, eingeladen, wo wir zwei Monate blieben. Zum Glück für mich, waren die Bewohner Neuchâtels preußisch gefinnt, denn Valangin bei Neuchâtel war ein preußisches Fürstentum gewesen und hatte Friedrich Wilhelm IV. gehört.

Der Mann der Pensionsfreundin von Frau S. ging jeden Morgen in die Stadt und kam abends zurück. Dann wurden in Gesellschaft von Gästen 16 Zeitungen gelesen. Zuletzt las man aber keine französischen mehr, denn sie sprachen nur von Siegen. Eines Mittags stürzten die Kinder der Familie, in der ich eingeladen war, in mein Zimmer und riefen: „Mademoiselle, Mademoiselle, Napoléon est fait prisonnier!“ Ihr Vater war mit der Nachricht aus Neuchâtel gekommen, und abends kamen alle Gäste und gratulierten mir. Da war der Hass der französischen Schweiz nicht gegen die Deutschen, wie es bei diesem Kriege der Fall ist.

Als die Beschiebung von Straßburg fertig war, kamen die Eltern der mir anvertrauten Kinder und holten diese, um zu den Großeltern nach Straßburg zu gehen; ich konnte gleich nach dem Kriege nicht gut mit und ging nach Basel, wo ich einstweilen eine Stellung annahm. Als dann etwas später die Familie S. nach Mühlhausen zog, wurde ich von ihr eingeladen und nahm die Einladung an; später wollte sie nach der Schweiz ziehen und da ging ich dann nach Deutschland zurück. Im Jahre 1878 wurde mir eine Stellung in Paris angeboten, die ich annahm, mich dann aber später selbstständig machte und nur Privatstunden gab. Ich lernte sehr gute Familien kennen, hatte viele Schüler und stand mit allen Familien auf freundschaftlichem Fuß. Der Hass war wohl noch etwas gegen die Deutschen vorhanden, aber nicht in solchem Maße wie jetzt; man sagte wohl: „C'est travailler pour le roi de Prusse“, d. h. für nichts, aber alle Welt lernte Deutsch in Aussicht auf die Revanche.

Nach zehnjährigem Aufenthalt in Paris machte ich meinen ersten Besuch in Deutschland und bin seitdem fast jedes Jahr während des Sommers hier gewesen. Ich werde von meinen Schülerinnen, russische Freundinnen, sehr oft nach Italien und auch der Riviera eingeladen, wo ich fast jedes Frühjahr drei Monate verbrachte. So war ich auch von April bis Juli 1914 in einer Villa bei Nizza, kam Mitte Juli nach Paris zurück, um meine Sachen zu packen, da ich den Entschluß gefaßt hatte, für immer nach Deutschland zurückzukehren; meine Schüler waren alle verheiratet; ich hatte 36 Jahre in Paris gelebt und konnte ja immer besuchweise wieder hin, wollte aber nun die letzten Jahre meines Lebens in meinem Vaterlande verleben.

Als meine Koffer fertig gepackt waren, ging ich auf den Bahnhof, um meine Sachen holen zu lassen und da sagte man mir, daß die Sachen nicht befördert werden könnten. Ich ahnte noch immer nichts vom Kriege, bis ich an den Mauern Paläste für Mobilisation angeschlagen sah. Vor den Banken standen Tausende von Menschen, um ihr Geld einzuziehen, da fing die Panik in Paris an. Der größte Teil der Läden war geschlossen, wenig Menschen auf den Straßen und keiner Metro noch Tramway fuhr. Es war überaus traurig und auf allem Gesichtern lag man die Bestürzung. Ich ging am 2. August auf die Gefandtschaft, in dem Glauben, abreisen zu können; es war zu spät. Tausende von Menschen standen da und nach vierstündigem Stehen drückte man nur einen Stempel auf meine Papiere mit dem Bescheid, an einem Tag aufs Kommissariat zu gehen. Das tat ich denn auch, und nach stundenlangem Stehen gab man mir einen Bettel mit dem Bestimmungsorte, wohin ich als Gefangene geschickt werden sollte, mußte aber noch einmal wiederkommen, um den Tag der Abreise zu erfahren.



#### Aus der Kriegszeit.

Der Kaiser und die Verwundeten. Vom Kaiser im Krieg erzählt der Berichterstatter des „New Yorker Globe“ Herbert Corbett einige Geschichten, die er während seines Aufenthalts in Deutschland gehört hat. Er kennzeichnet das deutsche Gefühl gegenüber dem Kaiser als „einenflammenden Patriotismus“, wenn sie auch in ihm durchaus nicht den geheimnisvollen „Kriegsherrn“, als den die Engländer ihn schildern, sehen,

sondern „einen warmherzigen gebietenden, männlichen Mann“. Von einem Deutschen in hoher Stellung ist Corydigende Geschichte erzählt worden: „Ich will Ihnen etwas vom Kaiser berichten, das Ihnen erklären wird, warum wir ihn so lieben. Kurz nach der Schlacht von Soisson besuchte der Kaiser ein Feldlazarett. Er kam dabei zu einer Tür, die geschlossen war. „Gehen Sie nicht hinein, Majestät“, baten die Adjutanten, „es ist ein sterbender Mann darin, der so furchtbar verwundet ist.“ „Ich will hineingehen“, war die Antwort. In dem Raum lag ein junger Lieutenant. Er war noch bei Bewußtsein und wußte, daß er im Sterben lag. Er war ganz allein. Die Dienste der Pfleger im Lazarett wurden bei denen gebraucht, bei denen noch Hoffnung auf Rettung war. Der Kaiser kniete am seinem Bett nieder. „Gehen Sie“, sagte er zu den anderen. Von Zeit zu Zeit öffneten seine Begleiter ein wenig die Tür, um nach ihm zu sehen. Immer wieder standen sie den Kaiser auf seinen Knien an der Seite des sterbenden Mannes, laut betend. Erst als die gemarterte Seele entflohen war, verließ der Kaiser das Zimmer...“ Eine der dramatischsten Geschichten vom Kaiser wird von einem anderen Besuch in einem Feldlazarett erzählt. Ein Verwundeter lag sterbend in seinem Feldbett. Als der Kaiser herantrat, öffnete der Sterbende seine Augen und sagte lächelnd: „Ich hatte einen Traum. Es schien mir, daß mein Kaiser käme und an meinem Bett stünde.“ „Schauen Sie her“, sagte der Kaiser, „es war kein Traum: Ihr Kaiser steht an Ihrer Seite.“ Wieder huschte ein Lächeln über das Antlitz des Mannes, der sanft hinüber schlummerte.“ Weiter erzählt der amerikanische Berichterstatter, daß der Kaiser vor einigen Wochen in seinem Auto eine Straße in Frankreich entlang fuhr, als ihm eine Gruppe Verwundeter begegnete. Sie waren auf dem Wege zum nächsten Lazarett, einige leichter Verwundete halten den anderen Kameraden. Der Kaiser ließ den Wagen halten. „Wie weit ist es zum Lazarett?“ fragte er. „12 Kilometer, Majestät.“ „Ich will nicht fahren, wenn diese Leute laufen müssen“, sagte der Kaiser, stieg aus und half den Verwundeten in den Wagen. Dann ging er mit seinen Begleitern zu Fuß bis zur nächsten Stadt.

**Eine Revolution im Pariser Kasparletheater.** Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Nachdem die vier- und sechsjährigen Pariser so viel von den Alten davon gehört haben, wer an dem ganzen Kriege schuld sein soll, haben sie ihre Folgerungen daraus gezogen und Revolution gemacht, wie es ihre Väter in Fällen von Unzufriedenheit ja auch zu tun pflegten. Der „Temps“ gibt von der Neuigkeit Kunde, daß das Kasparletheater eine tiefgreifende Umwälzung erfahren hat: „Guillaume“ wird nicht mehr in ihm erscheinen. Dieser finke und gewichtige Bursche, der so brollig immer einen Ausweg aus den schlimmsten Abenteuern fand, ist bei den kleinen Parisern in Illusion gefallen; er, der sonst des fröhlichsten Beifalls sicher war, sollte nun ausgezeichnet werden, nicht etwa weil seine Streiche den Kindern weniger gefallen hätten, sondern, wie man sich denken kann, eben weil er Guillaume heißt. Wahr ist Guillaume auch ein gut französischer Name, und man kennt ihn in allen möglichen Abwandlungen, aber heute denken Franzosen, ob sie nun groß oder klein sind, wenn der Name Guillaume an ihre Ohren schlägt, nur an den einen, den sie für alles Schlimme, was sie trifft, verantwortlich machen wollen. Der kleine Pariser, der so viel vom Kriege und vom „Empereur Guillaume“ hat sprechen hören, wollte auch im Kasparletheater nichts mehr von Guillaume wissen, und hat seinen Lieblingshelden in „Gringalet“ umgetauft. Jedoch auch dieser „Gringalet“, der gewöhnlich einen Schwächling bezeichnet, hat seine tiefere aktuelle Bedeutung. „Ist dies nicht ein wunderbarer Fund?“ fragt der „Temps“. „Die höheren teutonischen Krieger verspotteten zu Beginn des Krieges unsere Soldaten: „Schwächlinge!“ sagten sie. Gut. Aber auf den Schlachtfeldern wie in den Champs-Elysées hat der Geist das legitte Wort, und so wird Gringalet schließlich Guillaume entthronen...“ Es ist nur gut, daß auch das Kasparletheater dabei mithilft.

**Ein Neutraler im Bessener Kriegsgefangenenlager.** Im Pariser „Temps“ veröffentlicht ein Neutraler, der seine Briefe aus Bergen datiert, unter dem Titel „Büro für Deutschland“ Schilderungen seiner Eindrücke und Beobachtungen, die er während der Kriege in unserem Lande gemacht hat. Sein letzter Brief ist dem Gefangenenslager in Bessen gewidmet und zeichnet das Lagerleben im ganzen in freundlichen Farben, wenngleich der Verfasser in seiner Gesinnung

augenscheinlich auf der gegnerischen Seite steht. Er bemängelt die Quantität der Nahrung, aber er betont, daß nach allem, was er gesehen hat und was man ihm erzählte, die französischen Gefangenen im Bessener Lager gut behandelt werden. Seine Schilderung legt dafür auch im einzelnen Zeugnis ab. „Das Lager“, schreibt er, „ist ein riesiges Quadrat, das von einer dreifachen Stockelbrauteneinfassung von 3 Meter Höhe umgeben ist. Hunderte von Parades mit gefeierten Papptäschern, parallel mit Gäßchen laufend, bilden die Stadt. Am Eingang des Lagers wird streng Aufsicht gehalten. Zum erstenmal in dieser Jahreszeit breitet die Sonne, die hinter einem Wolkenversted herkommt, etwas Licht und Wärme über die graue Erde Brandenburgs. Alle Gefangenen hat sie herausgelöst; sie träumen, gehen auf und ab, die einen einsam, andere wieder in Paaren oder Gruppen. Ein Engländer spielt Fußball mit demselben Eisern und derselben Überzeugung wie in Brighton. Einige, die erst kürzlich aus dem Lazarett entlassen wurden, lehnen an den Parades, um sich von der Frühlingssonne aufzuwärmen zu lassen. Am Haupteingang holt eine Abteilung die Kartoffeln aus der Erde, die die Deutschen dort im Herbst in kleinen Haufen in strohgefüllte Schlupfwinkel gestellt haben. Es sind etwa 20 Gefangene, von 3 Soldaten bewacht, und während 5 oder 6 von ihnen die Säcke füllen, amüsieren oder reden sich die anderen oder treiben irgendeinen Schabernack. Nicht alle haben ihre Uniformen behalten, die einen haben Jacken, andere alte Mäntel an; wo sie die her haben, weiß ich nicht. Fast alle, die im Fello waren, sind „Haarmenschen“ geworden. In einer Ecke des Lagers, in der Nähe der Küchen, wird eine Partie Fußball gespielt. Alle Truppenteile sind vertreten: die Infanterie, die afghanischen Schützen; die Kolonisten spielen gegen die Artillerie. Manche sind in hohen Stiefeln; es macht nichts, sie laufen wie die Hosen, der Ball fliegt und springt über die Grenze hinaus, ein Pfiff ertönt, der Schiedsrichter gibt sein Urteil ab — denn es ist eine Partie nach allen Regeln — man läuft bei den guten Schlägen und belacht die Ungeschickten. Drei Kolosse von Russen, in Wirklichkeit noch Kinder, die nichts vom Spiel verstehen, versehen einander, um sich gelenkig zu machen, große Schläge mit ihren zusammengerollten Mänteln. Als ein Franzose sie anspricht, antwortet einer der Iwanen: „Mich nicht verstehen, mich nicht verstehen.“ In anderen Lagern hat die Notwendigkeit der Arbeit für die körperliche und geistige Gesundheit, der Wunsch, ihr Gehirn und ihre Arme zu beschäftigen, die Gefangenen erstaunlich erfinderisch gemacht. Die kuffernen Soldatenbüffel der Russen z. B. sind leicht zu verarbeiten, und einige Künstler unter ihnen stellten Löwe, Henkelküge, Blumenvasen daraus her mit solch einem Erfolge, daß die deutschen Offiziere und Mannschaften welche für ihre Häuslichkeit kauften. Ich habe Gegenstände in den Händen gehabt, die aus allen möglichen Dingen von den Gefangenen hergestellt worden waren: hier ist eine Brieftasche aus dem Leber eines russischen Stiefels verfertigt, dort ein Papiermesser, das bewunderungswürdig schön aus einem 12 Zentimeter langen Nagel, der zum Bau der Parades verwendet war, entstanden ist. Um sich die Langeweile der endlosen Winterstage zu vertreiben, hatten ein paar Gefangene diesen Nagel genommen und seine Spitze in die Glut des Ofens gestellt, bis er rot wurde. Dann ließen sie schnell und legten ihn auf die Schienen einer Feldbahn, die das Lager durchquerte. Kühner Schmied, mit diesem Handwerkzeug des Glücks begann sein Kunstwerk. So setzte er 10 bis 14 Tage seine Arbeit fort, dann verzerte er sie mit Blumen und gab ihr die Form eines Yatagans. Cellini kann, als er seinen „Perseus“ goß, nicht mehr Hartnäckigkeit, guten Willen und Talent darauf verwendet haben, als der brave Soldat für sein Papiermesser. Ich habe einige Zeichnungen eines Kunstschniders gesehen, die eine stellte eine Parade vor und war „Der Häfig“ unterschrieben. Im Gefangenenzlager kann ein Maler sein Glück machen. Die deutschen Offiziere, ihre Frauen und Kinder gehen an der Staffelei vorbei, und die kleine Summe, die der Künstler verdient, verteilt er unter seine armen Kameraden. Er weigert sich auch nicht, das Bild des Herrn Hauptmann zu malen. Um die Langeweile zu vertreiben, haben die Gefangenen der meisten Lager Vorstellung gegeben und Chöre gebildet, und am Abend stimmen sie die Lourouaine oder Montagnes des Pyrenäen an. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, sind die Gefangenen in Bessen weder Quälereien noch schlechter Behandlung ausgesetzt...“